

Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zur
Schwanheimer Zeitung.

Verlag von Peter Hartmann in Schwanheim a. M.

1916. * Nr. 25

Die Liebe einer Frau.

Ein Künstlerroman von Paul Blis.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Am nächsten Morgen brachte Werner eine neue Überraschung. Schon um neun Uhr war Bruno bei ihm. „Junge“, sagte er und begrüßte ihn freudig, „bist du endlich wieder da?“ Und er umfaßte seinen lieben Schützling und zog ihn ans Herz. Und innig froh begrüßte Werner ihn. „Sage mir aber mal ganz ehrlich, mein lieber Keks, weshalb so lange da draußen herumgetrieben hast“, rief Bruno. „Eheleute soll man allein lassen.“ „Flitterwochen dauern drei Monate — aber höchstens kennt man sich.“ — Werner sah betroffen auf. Was für ein Ton? Was lag darin? „Ja! Wundert dich das? Ich bin doch kein Jüngling. In meinen Jahren denkt man über so etwas verständiger.“

Sprachlos war Werner. Das hatte er nicht erwartet. „Aber reden wir von etwas anderem. Reden wir nun mal von dir. Wo sind deine Arbeiten? Du hast doch hoffentlich etwas getan?“ Werner holte seine neuen Studien vor.

„Ah“, rief Bruno ehrlich erfreut, als er die Blätter durchsah, „brav, mein Junge! Du kannst etwas! Ich habe mich nicht getäuscht in dir, das freut mich!“

Glücklich war Werner, glücklich und stolz, denn an dem Urteil seines Meisters lag ihm viel.

Dann drängte Bruno hastig weiter: „So, nun komme zu mir ins Atelier und sieh dir meine Sachen an. Ich habe nämlich wenig Zeit. Rasend viel zu tun! Ich arbeite jetzt wie ein Pferd. Arbeit ist noch das einzige, was mir Freude macht.“

Sie gingen. Unterwegs erzählte Bruno unausgesetzt von seinen glänzenden Beziehungen, von seinen enormen Erfolgen und von den vielen Aufträgen, die er in der Tasche hatte.

Stumm hörte Werner zu, und je mehr er hörte, desto mehr wuchs sein Erstaunen, und endlich erkannte er zum Erschrecken

klar, daß auch der Freund ein anderer geworden war. Und das bestrübte ihn tief.

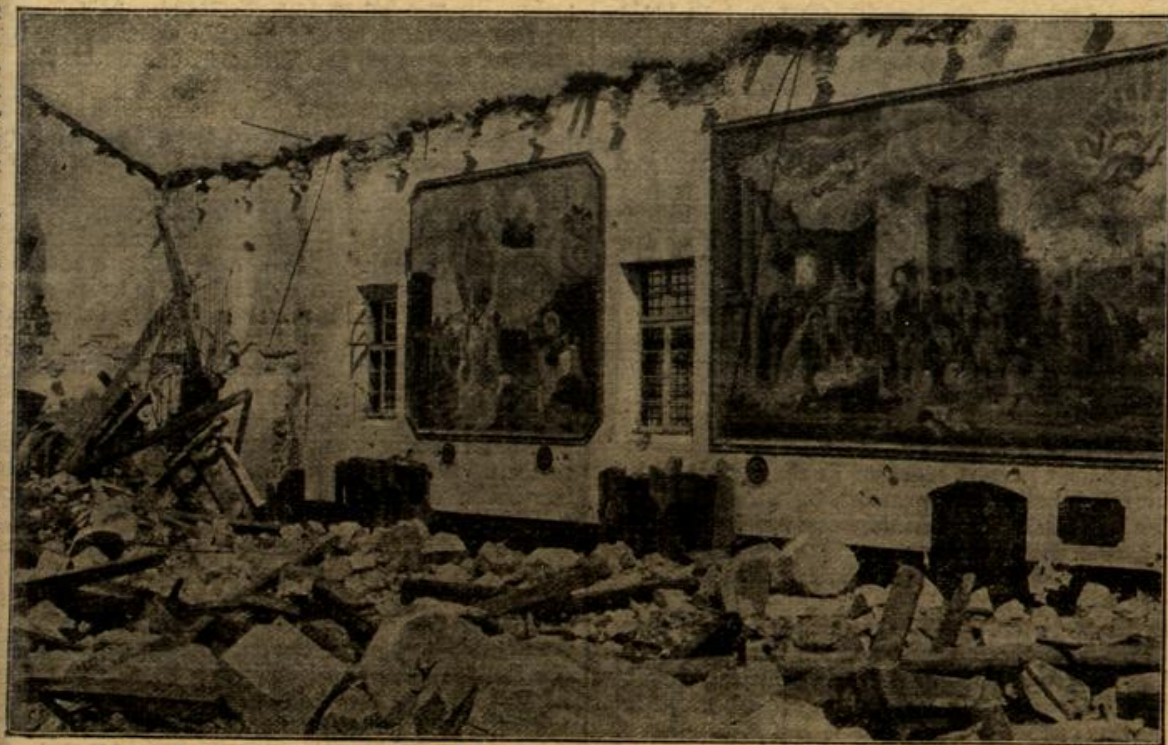
Dann betraten sie das Atelier. Erstaunt sah der Freund sich um. Wo war die schlichte Einfachheit von ehemals geblieben?

Bruno bemerkte sein Erstaunen. Lächelnd sagte er: „Du wunderst dich über diese Eleganz? Ja ja, mein Junge, das ist nun mal nicht anders. Die Zeit der Boheme ist vorbei. Jetzt bin ich ein Mann, zu dem die reichsten Leute

kommen — ein Mann, dem man horrenden Preise zahlt, und somit muß ich mich schon mit einem gediegenen Luxus umgeben.“

Werner schwieg. Dann trat er zu den Bildern. Aufmerksam und prüfend ging er von dem einen zum anderen. Aber je länger er vor den Arbeiten stand, desto erstaunter erschraf er. War das möglich? War denn das möglich?

Wo war die feine, vornehme Art geblieben, die sonst des



Innere einer zerstörten Kirche an der österreichisch-ungarischen Kampffront. Kilophot, Wien.

betrübt. Diese Worte taten ihm sehr weh. — „Erregt, fast mürrisch fuhr Bruno fort: „Ich habe schon gemerkt, daß du mir nicht glaubst. Sieh dir den Kopf von Eisen; was sie nicht will, das tut sie nicht. Ich ja darüber hinweg. Jede Ehe ist ein Kompromiß. Wir leben und ich gehe meinen Weg. So leben wir ganz und kommen recht gut miteinander aus.“

Meisters Bildern den Stempel der wahren, großen Kunst gab? Wo war die Großzügigkeit der Auffassung? Wo die feine Ausföhrung, der man es ansah, daß das Bild mit inniger Liebe gemalt war — wo? wo?

Er glaubte zu träumen. Denn das, was er da sah, das war wenig besser als der Durchschnitt, das war salopp und handwerksmäßig heruntergestrichen, das hatte mit echter Kunst nichts, gar nichts zu tun. Traurig, zum Weinen traurig war es.

Endlich wurde Bruno ungeduldig. „Nun, warum sagst du nichts? Oder gefallen dir die Bilder etwa nicht?“

Noch immer schwieg Werner. Was sollte er denn jetzt sagen? Er, der Schüler, konnte doch den Meister nicht tadeln! Ratlos stand er da. Endlich begann er zögernd: „Du malst ja jetzt so viel auf einmal? Das tatest du doch früher nie!“

Bruno lachte nervös.

„Du sprichst wie ein Kind! Früher! Die Zeiten von damals sind doch jetzt nicht mehr! — Gewiß male ich zu viel. Und ich wäre ein Tor, würde ich es nicht tun! Jetzt bin ich ein berühmter Mann, jetzt bin ich Mode, also muß ich die Zeit gehörig aus. Wer weiß denn, wie lange ich noch der Gott des Publikums bin?“

Werner war entsetzt. Nie, nie hätte er so etwas vorgeahnt. Bekümmert schwieg er.

Da drängte Bruno ihn: „Sei doch ehrlich, Mensch! Was hast du denn an den Bildern dort auszusehen?“

Und bedächtig erwiderte der andere: „Mir scheint, du malst jetzt anders als früher.“

„Natürlich tue ich das! Vor allem schneller!“

„Ob das aber gut ist, Bruno?“

„Also findest du es nicht?“

„Es will mir so scheinen, als ob du nervös dabei geworden bist.“

Da schwieg Bruno ein Weilchen. Dann brach er das Thema kurz ab und sprach von anderen Dingen.

Und bald darauf ging Werner. Von dem Tage an zeigte ihm Bruno niemals mehr seine Arbeiten, auch sprach er nie mehr mit ihm über Kunst und künstlerische Auffassung.

Ganz unmerklich war etwas wie eine innere Trennung der zwei bisher so treuen Freunde erfolgt; zwar sahen sie sich noch, verkehrten in alter, kameradschaftlicher Weise miteinander, dennoch aber fehlte das intime Band, das die Seelen mit feinen Fäden zusammenhält. Und jeder merkte, daß allmählich ihre Wege sich mehr und mehr trennen würden.

Werner litt unendlich darunter, denn er liebte ja den Freund noch immer von ganzem Herzen. —

Einmal sprach er darüber mit einem bekannten Kunsttitler.

Der antwortete fastlächelnd: „Ja, das ist leider nur zu wahr. Von Bild zu Bild wird er salopper und fahrig. Mit Bedauern habe ich das auch schon festgestellt. Es geht gewaltig bergab mit ihm. Wieder ein neuer Beweis, wie die Mode, diese verdammte Tyrannin, uns die besten Künstler verdirbt!“

13.

Anfangs Dezember bekam Werner einen Brief von Francesca. Sie schrieb:

„Warum kommst Du denn gar nicht mehr? Du bist ein recht schlechter Freund. Ich hatte mich gefreut, daß ich nun jemand haben würde, der mich fleißig spazieren führt, und nun ist es nichts mit der Freude. Schade, daß ich mich so in Dir getäuscht habe. Jetzt bin ich nun ganz allein. Bruno ist seit gestern verreist. Er bleibt vierzehn Tage bis drei Wochen. Er malt eine Decke im Schloß eines Fürsten. Sei lieb, komm ein wenig zu mir! Es ist zum Sterben einsam.“

Gruß Francesca.“

Schon in der nächsten Stunde war er da.

Mit offenherzig-naiver Freude begrüßte sie ihn: „Das ist lieb und brav von dir! Ich hatte schon gemeint, du habest uns ganz und gar vergessen! Weshalb läßt du dich denn so selten sehen?“

Ja, weshalb? Die Wahrheit konnte er ihr doch nicht sagen! Also redete er sich nach Kräften aus mit Arbeiten, Besuchen, neuen Beziehungen und so weiter.

Dann gingen sie spazieren. Im Tiergarten lag hoher Schnee.

„Ach, mein Arco,“ jammerte sie, „da unten werden jetzt die Oliven reif. Fast in jedem Baume sitzt ein Bursche, der die kleinen, schwarzen Beeren pflückt. Und hier sehe ich nichts als kahle Bäume.“

Wehmütig lächelte er: „Du verlangst ein bißchen zu viel; hier in Deutschland gedeihen keine Oliven.“

„Wenn es nur nicht so bitter kalt wäre!“ Und fröstelnd preßte sie den kleinen Ruff ans Gesicht.

Plötzlich fragte er: „Kannst du Schlittschuh laufen?“

Sie lachte. „Woher soll ich das denn können? Wir haben doch niemals so viel Eis.“

„Dann mußt du es lernen. Das wird dich gesund und fröhlich machen. Ich werde es dir beibringen.“

Er führte sie nach dem Neuen See, auf dessen spiegelglatten Fläche sich zahllose Menschen tummelten.

„Nun, was sagst du dazu?“

„O, es gefällt mir schon, nur fürchte ich, daß ich es leicht lernen werde.“

„Laß mich nur machen,“ tröstete er, „wir fahren an jeden Morgen hinaus nach dem Grunewaldsee, da werden wir Menschen, da werde ich dich unterweisen.“

Freudig willigte sie ein. Und gleich am nächsten Morgen begannen sie. Frisch und fröhlich ging sie aus. Der Reiz der Neuheit für sie. Zwar fiel sie ein paar Mal überb hin, aber das tat ihr nichts. Mit neuem Mut begann sie wieder. Und schon nach drei Tagen war sie so weit, daß Werner zusammen, Hand in Hand, ein wenig laufen konnte.

„Na, ist das nicht eine gute Idee von mir?“

„Laß er ihr ins Gesicht, das schon ein bißchen gesunde Farbe vergnügt nicht sie ihm zu, es gefiel ihr gut. Und glücklich, daß er ihr Freude schaffen konnte und sie von trüben Gedanken abgelenkt hatte.“

Nach kaum einer Woche war sie so weit, daß sie sich schon Kunst schon sehen lassen konnte.

Doch die Seen des Tiergartens besuchten sie nicht; Frau wollte keine Bekannten treffen. Und so fuhren sie nach Tegeler See oder nach dem schönen Müggelsee.

Herrlich war das! Und nun lernte die Südländerin ersten Male kennen, daß auch der deutsche Winter sein hat. Noch glücklicher aber war Werner.

Wenn er ihren Arm und ihre Hand nahm, da ging es wie ein Schauer durch seinen Körper, und er brauchte Kraft, um nicht zu verraten, was in ihm so wild gewaltig umhing.

Ahnungslos, naiv, froh wie ein Kind, ging sie an seinem Arm, Sie war beglückt, nun endlich einen Menschen zu haben, vertrauen durfte und mit dem sie auch ein offenes Wort sprechen konnte.

Wie im Fluge gingen die Stunden dahin. Nie war Unterhaltungstoff verlegen. Und nie gab es ein Wippen.

Einmal brachte sie das Gespräch auf Bruno.

„Sag, findest du nicht auch, daß er recht nervös ist?“

Werner nickte betrübt, doch schwieg er.

„Sicher arbeitet er zu viel.“

Wieder ein Schweigen.

Da fragte sie ein wenig zaghaft: „Könntest du nicht ihm ernsthaft darüber reden?“

Betrübt verneinte er. „Das ist vorbei. Auf mich hat er kein Vertrauen mehr.“

Fast erschrocken war sie. — „Ihr waret doch so treue Freunde.“

„Wir waren es, ja. Leider ist das vorbei!“

„Habt ihr euch denn erzürnt?“

„Nein, aber ich habe seine neuen Bilder nicht gesehen. Solltest harmlos klingen, aber es klang herbe, fast hart.“

Befremdet sah sie auf. „Wieso? Dingen seine neuen nichts?“

„Er malt zu viel und zu schnell.“

„Das ahnte ich.“ — Dann eine lange Pause.

Endlich fragte sie: „Aber, was soll denn daraus nur?“

Er hob die Schultern. „Es wird so lange gehen, bis einmal aus seinem Taumel aufwacht; hoffentlich ist nicht zu spät.“

Betrübt schwieg Francesca; sie sah keine Hoffnung auf bessere Zukunft.

Am anderen Morgen, als sie bereits für die Post angelassen war und auf Werner wartete, ließ sich Konstantin melden. Einen Augenblick zögerte sie, doch da Werner Augenblick kommen mußte, schwand ihre Angst, und sie den Konstantin.

Dreist und harmlos, als ob nichts vorgefallen wäre, näher und begrüßte sie galant.

„Warum strafen Sie mich so, meine Gnädigste? sieht man Sie nie und nirgends mehr?“

Verwundert sah sie ihn an. Sie begriff nicht, wie er Vorhergegangenen noch in solchen Worten zu ihr sprechen konnte.

Er bemerkte ihr Erstaunen, doch lächelte er und sagte: „Weg, und mit gut gespielter Teilnahme fuhr er fort: „Nun geht es Ihnen nun doch wieder ganz gut. Denn nach zu schließen, möchte ich das wenigstens annehmen.“

Da erwiderte sie ruhig: „Danke, ja, es geht mir jetzt.“

„Na also, dann darf man ja gratulieren! Hoffentlich man Sie nun auch bald wieder in der Gesellschaft.“

„Mir, Gnädigste, man vermißt Sie sehr dort. Mein Wort.“

Sie schwieg und sah ihn mit leicht ironischem Lächeln an.

Nun begann er mit Eifer und Freude zu erzählen, was in den letzten Wochen sich in ihren Kreisen ereignet hatte.

ruhig ließ sie ihn reden. Was ging das alles sie an? Man waren anderswo.

gar nichts erwiderte, fragte er endlich direkt: „Also, Gnädigste, darf ich Ihren Freunden die Hoffnung bringen, Sie auf einem der nächsten Feste wieder wird begrüßen?“

„Ja!“ sagte sie, „das lassen Sie lieber bleiben! Borerst gar nichts mit. Übrigens ist mein Mann, wie Sie gar nicht hier.“

er kommt, soviel ich weiß, in einer Woche zurück. Also werden Sie doch auch wieder mitkommen, nicht wahr?“

vermag ich jetzt noch nicht zu sagen.“

mit ironischem Lächeln drohte er ihr scherzend: „Lassen Sie Ihren Mann nicht so viel allein ausgehen, meine Gnädigste! Immer gefährlich, wenn ein Mann, der so umschwärmt ist, sich selbst überlassen bleibt!“

um und mit festem Blick sah sie zu ihm hin.

er scherzte weiter: „In allem Ernst gesprochen, verehrte Frau darf den Männern die Fägel nicht zu locker lassen.“

sagte sie mit herber Schlichtheit: „Herr Konsul, Ihr an unserem Eheglück ist nachgerade fast rührend!“

und biß er die Zähne zusammen, doch er zwang seinen Mund und erwiderte lächelnd: „Sie sollten einen so wohlthätigen Rat nicht so leicht verschmerzen, meine Gnädigste.“

schwie, doch sie erhob sich und nahm die Schlittschuhe auf. er erhob sich. „Pardon, ich will nicht länger mehr stören. Meine Frau hat gewiß Wichtigeres vor.“

Wichtigeres? Ich erwarte unseren Freund, um mit ihm zu laufen.“

recht, ich weiß — hörte davon, daß die Herrschaften zusammen sein sollen.“

nicht heiter. — „So, das wissen Sie auch schon?“

bleibt so etwas nicht lange verborgen.“ Grinsend sah er er fröhlicher wurde sie. „Verborgen? Ja, bilden Sie sich ein, wir hätten etwas zu verbergen? Nein, Herr Sie sind noch ein sehr schlechter Menschenkenner! Wir der Welt nichts zu verbergen; mein Umgang ist anders.“

vor Ärger stand er da.

stotterte er: Verzeihung, Verzeihung! Ich will nicht stören! Man hat gewiß Wichtigeres vor!“

das ist auch wirklich wichtiger, als mich hier mit Ihnen alltägliche Sachen zu unterhalten!“

würdevoll stand sie vor ihm.

schleunigst empfahl er sich dann.

allein war, kam ein Gefühl der Erleichterung über sie. sie froh wurde sie, daß sie diesem dreisten Menschen endlich die Wahrheit gesagt hatte. —

darauf kam Werner.

immer hielt ihre frohe Stimmung an.

dir ist wohl am frühen Morgen schon etwas sehr Gutes gekommen. Du bist ja in prächtiger Laune!“ sagte er.

nicht sie. „Stimmt auch! Ordentlich leicht ist mir ums Herz.“

weiter sagte sie nichts. Nicht um die Welt hätte sie Worte mit dem Konsul Erwähnung getan. Und er fragte nicht weiter.

machten sie sich auf den Weg.

herlicher, frostklarer Wintertag war es. Seit langer Zeit Sonnenschein und fast wolkenlos blauer Himmel.

in Friedrichshagen auf den Müggelsee gingen, deutete er herrliche Panorama: „Sieh mal, ist das nicht ein reizendes Bild, diese spiegelblanke, glitzernd-weiße Eisfläche, ein- von dem Kranz der dunklen Fichten, ist das nicht herrlich?“

nicht fröhlich: „Ich will mich von nun an auch niemals hierin aufhalten!“

im Arm glitten sie dahin über die glatte, weiße Bahn. das Herz wurde ihm weit und froh, zum Jubeln froh.

sagte: Ach, wäre sie mein, wie so schön, so glücklich wollte das Dasein gestalten!

drei Stunden blieben sie draußen.

gegen zwei Uhr fuhren sie zurück.

sagte sie: „Das ist ein Sport, den man sich gefallen lassen muß. Man merkt es ordentlich, wie gesund man dabei wird.“

nüßte sah er sie an. Ganz rosig sah sie aus. Ach, er hätte allen Leuten abküssen mögen! Mit Welt und Geschick haben können.

dem Haustor trennten sie sich.

sie lud ihn zum Fünfsuhrtee ein.

würde er kommen!

stürzte er davon. Alles Blut in ihm hämmerte. Ra- te das Herz. Ruhe! Um Gottes willen Ruhe!

Aber er rannte weiter. Und der Aufruhr in ihm wurde wilder und wilder von Minute zu Minute. Er lief durch den Tiergarten, dorthin, wo wenig Menschen waren. Dort setzte er sich auf eine Bank und starrte in die blaue, kalte Winterluft.

Was, was sollte daraus werden? Er liebte sie! Er liebte sie mit der ganzen Glut seines wilden, jungen Herzens.

Bergebens, ganz vergebens kämpfte er gegen dies Gefühl, — es war stärker als all seine Willenskraft.

Was sollte daraus werden?

Pünktlich um fünf Uhr war Werner zur Stelle. Gottlob waren keine anderen Menschen da. Nicht einmal Bedienung brauchten sie, denn sie richtete alles ganz allein an.

Plötzlich sah sie ihn an. „Was fehlt dir? Du bist ganz blaß!“

Ja, er war blaß. Aber ihre Frage ließ ihn jetzt eröthen wie einen Schultnaben. Verlegen meinte er, es würde vielleicht ein wenig Erkältung sein, sonst nichts. Dann ging er im Zimmer umher, um sein wildes Herz zu beruhigen. Und während sie den Tee bereitete, sah er sich um in dem Raum.

Wie nett und traulich und anheimelnd das alles hier war. Die Lampen mit leichtem rotem Seidenschleier, so daß alles wie in matt gedämpftem rosa Licht schimmerte. Dazu die bequemen Möbel und weichen Teppiche. Und mitten drinnen, in ruhiger, schlichter Schönheit, sie, sie, die Einzige, die Angebetete.

O Glück! O Glück! Warum blühte es nicht ihm?

Ach, wie wollte er es hegen und pflegen!

Und er, der andere, der wußte nicht, daß er es hatte! Er achtete seiner gar nicht! Er ließ es daheim in Einsamkeit und in Vergessenheit allein und jagte äußeren Erfolgen nach, ließ sich blenden von Eitelkeit und Tand, während hier zu Hause alle Wonnen des Paradieses seiner harrten! War das möglich? War das nur möglich? Er begriff das nicht —

Langsam ging er umher im Zimmer von einem Gegenstande zum anderen, und es kam ihm vor, als sähe er heute alles mit ganz anderen, mit neuen Augen. Nun stand er vor einem Bilde Brunos. Es war noch eins aus der alten Zeit, als er noch nicht der so berühmte und gefeierte Mann war.

Es war ein Kunstwerk. Lange blidte er es an, — herrlich war es. Endlich kamen ihm die Tränen, so weh wurde ihm das Herz. Da rief Francesca vom Tisch her. Der Tee war fertig.

Er nahm sich zusammen und machte sich stark.

Sie saßen sich gegenüber. Noch immer schwieg er.

Während sie ihm die Tasse füllte, sagte sie: „Bruno hat geschrieben; in vier bis fünf Tagen ist er wieder hier.“

Er nidte. — „Dann wird es wohl vorbei sein mit unseren Ausflügen.“

Offenherzig erstaunt sah sie ihn an. „Warum denn vorbei sein?“

„Weil er dich doch dann wahrscheinlich wieder zu all den Festlichkeiten mitnehmen wird.“

„O nein, das ist vorbei, ein für allemal.“

„Du willst ihm ernstlich Widerstand leisten?“

Behmütig lächelte sie.

„Das brauche ich gar nicht mehr; er hat sich schon vollständig daran gewöhnt, ohne mich fertig zu werden.“

Er sah sie an. Ein herber, weher Zug stand in ihrem Gesicht. Zum ersten Male sah er ihn jetzt ganz deutlich.

„Das war ein kurzes Glück“, sagte er plötzlich.

Sie schwieg und sah vor sich hin in die Tasse.

Er sagte weiter: „Nie hätte ich das von ihm geglaubt — nie!“

Wieder schwieg sie. Sie wagte es nicht, jetzt aufzusehen. Kaum zu atmen wagte sie. Alles in ihr bebte und zitterte; — sie hatte sich verraten! Sie hatte ihr tiefstes Geheimnis preisgegeben. Was nun?! Angstbeben saß sie da.

Da bat er leise: „Francesca, warum hast du denn kein Vertrauen zu mir?“

Schweigend sah sie ihn an. Ihre Augen standen in Tränen. Und nun wußte er auch nichts zu sagen.

Er preßte die Lippen zusammen und hielt den Atem an, — kaum konnte er jetzt sein Gefühl mehr unterdrücken.

Da begann sie leise: „Bitte, sprich nicht mehr davon, niemals.“

Er nidte nur. — Zum Dank reichte sie ihm die Hand.

Er aber nahm die Hand, preßte sie an seine Lippen und küßte sie heiß und wild. Nun war es um ihn geschehen, — der Sturm riß ihn mit dahin. Nun war es zu spät!

Erschrocken sah sie ihn an und zog die Hand zurück.

„Werner!“ rief sie bebend.

Doch er sank vor ihr nieder, preßte den heißen Kopf in ihren Schoß und flegte in atemloser Hast: „Ich kann nicht anders, Francesca! Bei Gott, ich kann nicht anders!“

Wie betäubt saß sie da. Zu plötzlich, zu gewaltig stürmte alles das auf sie ein. Was sie für Freundschaft gehalten hatte, das war Liebe gewesen. Nun erst sah sie es. Zu spät!

Und so hatte sie den letzten, der ihr blieb, nun auch verloren.

Da richtete er sich hoch und sah sie an mit um Barmherzigkeit flehendem Blick.

Sie aber rief bebend: „Sprich nicht! Sprich nicht!“

Dann erhob auch sie sich. Einen Augenblick standen sie sich mit bangem, stummem Blick gegenüber. Dann reichte sie ihm die Hand und sagte ruhig und still: „Leb' wohl!“

Er zitterte und sah sie flehend an, und er zögerte noch.

Und noch einmal sagte sie: „Leb' wohl, Werner!“

Da neigte er sich, küßte die Hand zum letztenmal, und dann ging er stumm hinaus.

Als sie allein war, schwand auf einmal aller Zweifel und alle Angst. Eins nur gab es jetzt, — fort! Schnell fort!

Noch in derselben Nacht aber packte sie ein, was sie brauchte, und mit dem Frühzug fuhr sie ab nach dem Süden, nach der Heimat, zu der alten Mutter.

14.

Als Bruno von der Reise zurückkam und das Haus leer fand, erschrak er doch heftig. Das hatte er nicht erwartet.

Auf seinem Schreibtische fand er einen Brief. Eilig las er ihn: „Lieber Bruno!

Heute bin ich nach Arco gefahren. Ich ertrug es nicht länger mehr. Bitte, laß mich hier, bis ich mich erholt habe. Ich bin kränker, als Du ahnst. Sowie ich mich besser fühle, werde ich Dir schreiben. Bitte, sei mir nicht böse, daß ich fortgegangen bin! Aber glaub' mir, es ist besser so.

Sei herzlich gegrüßt. Francesca.“

Wütend steckte er den Brief ein. Völlig unvorbereitet traf ihn die Überraschung. — Und sein Gewissen regte sich auch, denn ein leises Schuldgefühlpeinigete ihn doch. Sinnend ging er hin und her. Was denn nun beginnen, um einen Skandal zu vermeiden? Ärgerlich war es, sehr ärgerlich!

Aber je länger er alles bedachte und in Erwägung zog, desto ruhiger wurde er nach und nach, und er sagte sich endlich, daß es vielleicht auch wirklich so am besten wäre.

Dann erklärte er den Dienstbo-



Feldoberpostmeister Domizlaff,
der Chef des deutschen Feldpostwesens.

ten, daß die gnädige Frau im Süden überwintern und erst zum Frühjahr zurückkommen würde.

Dasselbe wollte er auch seinen Freunden sagen, wenn man nach Francesca fragen würde.

So nahm er das Alleinsein nicht allzu schwer. Er hatte ja Arbeit genug, die ihn in Anspruch nahm. Und an Zerstreuung würde es ihm ja auch nicht fehlen. Was wohl die schöne Frau Selberg dazu sagte! Unwillkürlich mußte er lächeln.

Und vergnügt rieb er sich die Hände, denn er merkte, daß er jetzt ein ganz fideles Leben geben konnte.

Als er im Atelier war, ließ sich der Konsul Vertmann Fatal, daß er gerade heute kam! Aber fortgeschiden hat ihn doch nicht.

Außerst lebhaft Gast ein.

„Also endlich, lieber, endlich zurück! Liebenswürdig ihn Bruno.“

„Wie Sie uns beneiden, das ahnen Sie nicht! Alle Welt Ihnen gefragt!“

Ein wenig gelächelte der Maler.

„Aber nun jagen macht die Gnädige nicht hier.“

„Ach, was Sie lächelnd nickte.“

„Sie ist verreist.“

„Also doch!“

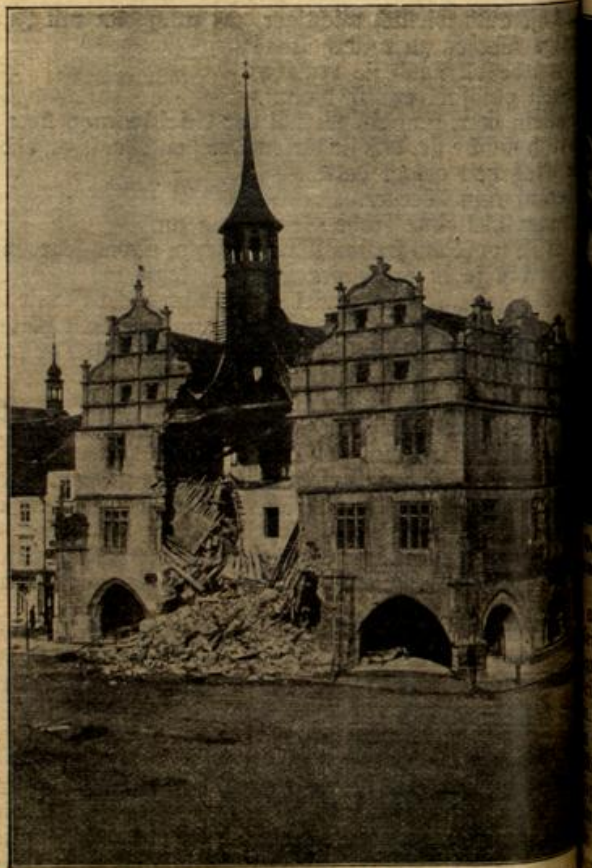
„Sie wußten es.“

„Ein Bekannter behauptet bestimmt, er habe die Gnädige auf dem Bahnhofe im Süd-Expreß gesehen.“

Der kleine Dolmetscher.

Von L. Ewald Kiel.

Der sonst so vielbeschäftigte Fabrikbesitzer Hugo Barth gönnt sich heute an seinem Schreibtisch kurze Ruhe. Die Sonne brennt die Vorhänge heruntergelassen und nur die Balkontür etwas geöffnet. Nehmes Halbdunkel, wohlige Stille herrscht im Raum. Öffnet sich plötzlich die Tür, die zum Vorraum führt. Von Licht strömt aus dem hellen Raum hinein und um den blonden Totenkopf des Kindes, das hereinlugt, wie es



Der Einsturz des Leitmeritzer Waisenhauses. (Mit Lep-

Glorienschein. Die kleine Kelly ist es, das fünfjährige Mädchen der Schwester des Hausherrn. Sie weilt seit vierzig Jahren im Hause, weil ihre Eltern auf einer Nordlandreise begraben sind. Dunkel Hugo am Schreibtisch wundert sich. Er

er me
ertrau
den b
t.
bbah
ich, l
urück
irdig
uns
ien
Welt
t!
g ge
Naler.
jagen
ädigst
rau
Sie
nicht
ist."
!"
ten e
nunter
dem
Schloß
achdr
Bam
ze Ma
ge be
öffne
Raum
rt. G
nd un
wie
elunden das well aus-



Vom Schlachtfeld von Verdun:

Die von den Franzosen zerstörte Ortschaft Azannes im Nordosten der Festung.

um zu erkunden, was sein Nichten herführt. Die bemerkt ihn nicht. Sie tritt in dem Glauben, allein zu dem Zimmer, durchquert in aller Eile den Raum, huscht die halboffene Balkontüre. Dort steigt sie gewandt auf den Gartenstuhl, beugt sich über die Blumenkasten hinunter und schaut tiefend mit dem Zeigefinger über die weiß blühenden Blättlein der hängenden Rosenpflänzlein, die gestern in den Blumenbeeten gekommen ist. Nelly betrachtet Nelly eifrig und elunden das well aus-



Der Aushungerungsplan gescheitert. (Mit Text.)

schauende Pflänzlein, dann aber beugt sie sich nieder und drückt einen Kuß auf das trauernde Pflänzchen.

„Warum tust du also, Nelly?“ fragt jetzt Onkel Hugo erstaunt.

Schredhaft wendet sich das Kind zuerst. Als dann aber schlägt es treuherzig die

Senator Prof. Dr. ing. h. c. Schmitz. (Mit Text.)

auf und sagt einfach: „Ich muß dieses Kind besonders lieb haben!“

„Weil es Heimweh hat, das arme Kind?“

„Siehst du nicht, wie krank es ist, Onkel?“

„Helfen aber deine Liebesungen nicht, Nelly?“

„Das nicht! Tante Lucia sagte gestern: nur Liebe und Pflege helfen. Das hat Heimweh.“

„Aber recht, Nelly, doch eine Pflanze braucht zur liebenden Pflege einen gründlichen Kuß aus der Gießkanne.“

„Nelly, Onkel? Wird das Nöslein dann nicht zustimmend und eilt davon.“

Das Pflänzlein hat Heimweh! Das hat seine Frau gesagt. Sonderbar, denkt der Zurückbleibende. Ihm fallen dabei die Worte seines alten Hausarztes ein, der schon ein Freund der Familie gewesen ist, als er noch ein Kind war. Der fragte gestern mit so eigener Betonung: „Hat Frau Lucia Seelenkummer? Sie hat ja hier bei uns verstandesfühlend Küstenbewohnern ihr goldiges Lachen verlernt!“ Die Worte hatten ihn gekränkt, wirklich, und er hatte schnell das Gesprächsthema gewechselt. Wie sollte sein Weib zu einem Seelenkummer kommen? Hatte er sie nicht aus ärmlichen Verhältnissen in sein wohlbestalltes Haus geführt! Wie glücklich waren ihre Eltern über diese Verbindung gewesen; denn auch ihnen ward dadurch eine behagliche Altersruhe! Wie gern war die



Sir Roger Casement,

einer der Führer der irischen Freiheitsbewegung. (Mit Text.)

sonnige Tage des Glücks hatten sie auf ihrer Rheinreise mitsammen verlebt. Wieviel Frohsinn hatte sie ins alte Kaufhaus gebracht. — „Mein Sonnenscheinchen!“ hatte er sie dann unwillkürlich nennen müssen.

Allmählich war ihr Lachen verstummt. Es ging genau so zu, wie es vordem bei seinen Eltern gewesen war. Ihm behagte es; denn ihn beschäftigten mancherlei Pläne zur Vergrößerung seines Arbeitsfeldes. Er hatte seine reichliche Arbeit und dachte nicht mehr an Bezeugung seiner Liebe durch Zärtlichkeiten. Er arbeitete, wie er manchmal sagte: nicht für sich nur, nein, mehr noch



Aus den Kämpfen um Verdun:

Gefangene französische Offiziere, deren Ausrüstung sich kaum von der der Mannschaften unterscheidet.

für seine Nachkommen und den Glanz des Hauses Banderstraten. Er glaubte, seine Lucia müsse diesen Beweis seiner Zuneigung mit stolzem Glücksgefühl empfinden.

Und nun diese seltsamen Worte gestern und heute fast deren Bestätigung! Vom Seelenkummer spricht der Arzt zu ihm. Vom Heimweh redet sie zu Kelly! Heimweh, das würde ihn fast tranken! Liebe, Pflege hat sie als Heilmittel für solche Empfindung angegeben. Pflege die hat sie reichlich. Zerstreuung und Geselligkeit liebt sie nicht. Hat sie doch selbst zu ihm gesagt: „Daß uns, bitte, häuslich sein, so viel es geht. Die Freude kommt ja doch nicht von außen, wenn sie echt sein soll. Im Herzen allein liegt der Vorn der Lebenskraft.“ Liebe, ja, da sind eben die Äußerungen dieses Gefühls sehr verschieden. In ihrem Elternhause ist Lucia allerdings, wie er sich damals sagte, mit Zärtlichkeit verwöhnt worden. Er besinnt sich noch, daß er sogar einmal sich darüber scherzend zu seiner Schwiegermutter geäußert und die ihm geantwortet hat: „Ja nun, lieber Hugo, ich halte es da so, wie der Schriftsteller Bultwer schrieb: Es ist besser, Zärtlichkeiten in ein gutes Herz säen, als Korn in ein Feld; denn die Ernte des Herzens dauert ewig.“

„Onkel Hugo, hat's lange gedauert? Schau mal, ist das genug Wasser?“ fragt atemlos die Kleine und hält ihm mit beiden Händen eine volle Gießkanne entgegen.

Der Gefragte, der soeben noch ihn erregende Gedanken durchdacht, muß lächeln und antwortet: „Mädele, liebes, das sollst du nicht hinaufgießen. Das ist ja viel zu viel. Sonst ertrinkt dir noch dein Köschlein!“

„O — o — o“, ruft Kelly sichtlich betrübt. „Das ist schade. Fühl mal, wie schwer die Kanne ist! Wollte doch dem Köschlein zeigen, daß ich es wirklich so sehr lieb hab'. Du, Onkel, weißt du, es soll mich dann auch wieder lieb haben und so schöne rote Rosen haben. Kelly riecht die gern, Onkel!“

„Aha, du süßer Kindschopf! Warte, ich helfe dir bei deinem Liebesgeschäft.“

Da öffnet sich die Tür und Frau Lucia kommt herein. Er staunt bleibt sie stehen. „Du bist hier, Hugo?“ fragt sie sichtlich verwirrt. „Du bist doch sonst zu dieser Stunde nie daheim! Nun hat dich die Kelly wohl recht gestört. Dora sagte mir soeben, sie wäre mit einer vollen Gießkanne hierhergegangen, und da wollte ich“

„Ihr helfen, dem Köschlein das Heimweh auszutreiben! Was? Ja, schau nur, ich scherze, ich bin vergnügt. Ich bereue es nicht, dem Drang nach einer stillen Stunde nachgegeben zu haben! Ich wäre sonst um eine köstliche Plauderei gekommen. Die war lehrreich für mich; denn sie erzeugte in mir arbeitswütigem Menschen besinnliche Gefühle. Hier die Kelly ward zum Dolmetscher für unausgesprochene Empfindungen einer Frauenseele, die mir natürlich entgangen waren und denen ich nach Kenntnis Berechtigung zusprechen muß. Werde mir fortan Mühe geben, ihnen gerecht zu werden, Lieb! Hast du mich verstanden, Herzensweibchen? Habe ich nach diesem Bekenntnis nicht einen Blick wie ehemals verdient?“

Sie sieht zu ihm empor, staunend, wie im scheuen Jubel.

„So — so liebst du mich noch wie damals?“ stammelt sie.

Ein Kuß, so wie damals, gibt ihr die beste Antwort. Dabei umfaßt sie sein Arm und er spricht flüsternd: „O, du dummes, kleines Weibchen! Ich liebe dich ja noch weit mehr. Könnte mir ein Dasein ohne dich nicht denken.“

Derweil hat Kelly schon etwas Wasser auf ihr Köschlein gegossen und ruft voll Freude: „Onkel Hugo, Tante Lucia, seht mal an. Sieht es nicht schon ganz munter aus! Hat es noch Heimweh, Tante Lucia?“

„Nein“, antwortete die Gefragte. „Nun bleibt es gern bei dir. Es merkt deine Liebe!“

Der Pessimist.

Ein Münchner Geschichtchen von Fritz Müller.

(Nachdruck verboten.)

Ich hatte mir fest vorgenommen, nicht vom Krieg zu reden. Es genügt ja, wenn man an ihn denkt. Der Krieg ist dafür dankbar, denn zerredet wird er ohnehin genug. Aber da hob neben mir ein wildfremder Mensch den Maßkrug auf und sagte: „Proßt, Herr Nachbar, auf daß der Hindenburg den Zar'n bald fürfangt.“

„Ja ja“, sagte ich etwas besangen, „proßt!“

„Oder glaub'n S' des vielleicht net?“ sagte er drohend.

„Doch, doch.“

„Und i sag' Eahna, des is no' des mindeste, was der Hindenburg macht, der fangt 'n Köni' von England und den Boanerkarl (Poincaré) von Paris an einem Tag z'samm, oder glaub'n S' des vielleicht net?“

„Doch, doch.“

„Und 'n Köni' von Italien, den schnupft er mit der Hand 'nauf, wenn er jetzt schon möcht, der Hindenburg.“

„Na, na.“

„Was, des glaub'n S' net, — ja, was san denn Sie unbatriodischer Mensch, Sie, — aber i hab mir's vor denkt, daß Sie so oaner san, wie Sie sich herg'setzt ham windigen Halben Bier.“

„Es kann eben nicht jeder den gleichen Durst haben, verteidigte ich mich und schaute auf die drei Maßkrüge, die ihm standen.“

Eine königliche Hofbräuhauskellnerin kam vorbeigegriff nach zweien dieser Literkrüge.

„Halt, halt!“ beehrte mein Nachbar energisch auf seine Taten auf zwei Bleibedel, „bloß der oane is zwoate is a Reservemaß.“

„Aha, ham S' Angst, daß 's Plakat bald aufhängt die Kellnerin und walzte davon.“

„Halt!“ schrie er ihr nochmal nach, halt!“ und trank ihm stehenden Krug mit einem tiefen Zug leer, „so, jetzt glei' die zwei auffüll'n lass'n.“

„Wiß'n S'“, wandte er sich wieder versöhnt zu mir, „ma' kann net wiß'n, ob dös Malesizplakat —“

„Welches Plakat?“

„Was, dös wiß'n S' aa net? Ham denn Sie die g'Woch träumt, wo von nix anders die Red' is, als von der lichen Viereinschränkung, jehmarndjosef!“ schrie er und setzen auf, „'s Plakat, 's Plakat!“

Am Schenktisch vorne wurde ein großes, weißes Plakat gehängt: „Wegen Beschlagnahme unseres Bieres für die im Feld kann erst wieder von fünf Uhr an ausgeteilt werden.“ „Aber Kathl“, empfing er die Kellnerin, die mit den Krügen zurückkehrte, „aber Kathl, hätt'n S' Eahna net mehr eil'n können!“

Auch die Kathl sah aus, als ob sie eine Schlacht verloren. „Ja, mei', Herr Kreuzhuber“, sagte sie, „i' hab' mir ned daß die erlaubten Hektoliter scho' so früh gar word'n wia Sie ham ja no' a Reservemaß.“

„Moana denn Sie, daß die oane Maß bis fümfe lang sie der Herr Kreuzhuber an. Eine namenlose Angst seiner Stimme. Die Kathl flüchtete. Ich blieb noch ein bei ihm sitzen. Er tat mir leid. Lange schwebte er. Immer sah er vor sich hin. Zweifelsvoll wiegte er jetzt den schweren und einen kleinen Seufzer schiedte er voraus.“

„Wenn die G'schicht' nur gut ausgeht, Herr Nachbar, er langsam.“

„Welche Geschichte?“

„Die G'schicht' mit'm Hindenburg, — i' glaub' alls hat si' a bißerl gar z'viel vorg'nommen, jek' will er gar fürisanga, der Herrgottsfazendi.“

Ich versuchte mein Erstaunen zu verbergen.

„Ja, und den Köni' von England und den Boanerkarl Paris will er aa auf amal z'sammfanga; wenn des 'nausgeht, wenn des nur guat 'nausgeht —“

„Aber hören Sie mal —“

„Ja ja, Sie ham leicht red'n, was moanen S' denn, für a Arbeit macht; und 'n Köni' von Italien will er werd'n S' sehn, Herr Nachbar, werd'n S' sehn, des geh' 'naus.“ Er nahm einen Tröstungsschluck. Sehr vorsichtig bis fünf Uhr war noch eine lange Zeit.

„Es wird nicht so schlimm werden“, sagte ich, wie in Leidtragenden tröstet, und stand auf, um zu gehen. Die Zukunft blickend schaute er mir nach.

Im Hinausgehen sah ich, wie sich die berühmten leerten. Trostlose Gesichter sah man überall. Auf den Bänken schaute es aus, als hätten schwere Granaten getroffen. Scheu umhastete da und dort noch einer eine Maß, mißtrauisch nach Leichensleddern spähend.

Kurz nach fünf Uhr kam ich wieder am Hofbräuhaus Will doch noch einmal rasch durchgehen, dachte ich. glücksplakat am Schenktisch war entfernt. Das alte Leben wieder durch die Hallen.

Und dort saß auch noch der Herr Kreuzhuber. Er saß auf ein paar andachtsvolle Hörer ein. Mit zuversichtlichen Gebärden, die keinen Widerspruch duldeten. Und er meinte Maß stand vor ihm. Durch eine leere Maß den endlichen Gewebe der Hofbräuhausgespräche kam eben vom Herrn Kreuzhuber zu mir herübergeschlüpft:

„... und i sag' Eahna, des is no' des mindeste, Hindenburg macht, der fangt 'n Köni' von England Boanerkarl von Paris an einem Tag z'samm ...“

gesundheitsschädliche Wirkung des Traums.

Jedem hinlänglich bekannt, ist der Traum eine Begleiterscheinung des Schlafes und allen Menschen eigen; es ist, der in seinem Leben nicht schon öfter einen Traum erlebt. Aber es gibt auch keinen Menschen, der sich nicht Traum seine eigene Gedanken gemacht und der nicht gern Aufklärung über den Traum haben möchte. Daher

Bergerbild.



Wo bleibt Mutter?

handeln wir gewiß im Einverständnis aller Leser, wenn wir den Traum einer eingehenderen Betrachtung unterziehen. Von Alters her wird dem Traume eine nicht geringe Bedeutung zugesprochen; er sollte den Menschen vornehmlich zukünftige Dinge offenbaren; der Traum befähigte demnach die Menschen, in die Zukunft zu schauen. Doch waren die meisten Menschen nicht klug genug, den Traum zu verstehen; daher mußten ihnen erst besonders kun-

de den Traum deuten. Das Gewerbe der Traumdeuter Altertum in hoher Blüte; selbst Könige hielten sich Traumdeutern hohes Gehalt. Nach der biblischen Geschichte über Pharaos von den sieben schweren und den sieben leichten Jahren wissen wir, daß der Traumdeuter die Oekonomie der Welt vorausgesagt hatte. Derartige Umstände sicherten dem Traum eine überhöhte Bedeutung in allen Kreisen. Später wurde die Bedeutung des Traumes eine noch höhere, und zwar daß man ihn für eine göttliche Eingebung hielt. Besondere Mythen und Mythologie wurde von dieser Anschauung bezeugt. Das Christentum verdrängte aber bald wieder die Aufklärung, daß Gott den Menschen im Traum erscheine und es blieb Volksglauben die Meinung des Altertums über die Bedeutung des Traumes bestehen. Danach schloß man aus gewissen auf natürliche oder seelische Ereignisse, wie Arger, Freude, und Misse. Allgemein verbreitet ist heute noch die Meinung, daß Traume von schwarzen Pflaumen oder kirchlichen Trauer und Träume von Toten Regen oder Schnee ankündigten. Volksglauben trägt selbstverständlich auch das Gewerbe durch die von Traumbüchern Rechnung; doch werden solche heute im allgemeinen wenig gekauft, höchstens benutzen sie sich zum Vergnügen; die meisten Menschen nehmen sie als Naturprodukt und denken: „Träume sind Schäume.“ Nun auch längst das Volk den Traum für etwas Selbständiges, so beschäftigten sich die Männer der Wissenschaft früher mit ihm. Schopenhauer besonders schenkte dem Traum Aufmerksamkeit und erklärte ihn schließlich aus dem menschlichen Willen zum Leben. Dieser Wille erweckt nicht nur während des Schlafes die Vorstellungen und Gedanken, sondern es sei gleichsam, als ob die Bilder von außen her in den Schädel ins Gehirn eindringen, daher eine Verbindung mit der Außenwelt nicht aufgehoben sein könne, wenn man schläft. Schopenhauer erklärt zwar den Traum nicht, aber auch eine hohe Bedeutung zu und leistet somit einen Vorstoß, daß der Mensch im Traume hellsehend ist. Wesentlich andere Erklärung des Traumes gibt dagegen die Physiologie und Psychologie. Zwar weiß die Wissenschaft, daß der Schlaf, der doch den Traum zeitigt, nichts anderes ist, als eine Folge der Ermüdung, welcher zu seiner Kräftigung seine Tätigkeit verlangsamt und einstellt. Die gesamte Muskulatur ruht während die Atmungs-, Verdauungs- und Blutkreislaufunterbrochen tätig sind; Nerven, Mark und Hirn verbleiben nur und demgemäß bleiben alle Sinne bis zu gewissen Grade rege.

Die physiologische Natur des Schlafes, sagt Wundt in seinen Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele, „können wir uns nicht vorstellen, als sie im ganzen wenig aufgeklärt ist, von dem Gesichtspunkte, daß der Schlaf zu jenen periodischen Erscheinungen des Lebens gehört, die überall im zentralen Nervengewebe ihre Quelle haben. Daneben ist es auch für die

psychische Seite des Lebens wichtiger teleologischer Gesichtspunkt, daß im Schlafe die im wachen Zustande durch die Arbeitsleistung der Organe verbrauchten Kräfte sich wieder herstellen. Diesem wichtigen Zweck, dem der Schlaf dient, steht sein Begleiter, der Traum, nicht selten hindernd im Wege.

Lebhafte und unruhige Träume pflegen die erholende Wirkung des Schlafes zu beeinträchtigen. Die Traumerscheinungen selbst aber machen es wahrscheinlich, daß der Eintritt dieses den Schlaf mehr oder minder störenden Zustandes durch eine gesteigerte Reizbarkeit der Sinneszentren des Gehirns oder einzelner Teile desselben veranlaßt wird, die ihrerseits vielleicht wieder in der während des Schlafes gestörten Blutzirkulation dieses Organs ihren Ursprung hat. Dafür spricht, daß krankhafte Veränderungen des Blutes, wie sie beispielsweise im Fieber stattfinden, beträchtlich die Traumerscheinungen steigern oder sogar ihnen ähnliche Erscheinungen, sogenannte Fiebertdelirien, während des wachen Zustandes hervorbringen.

Hiermit ist der wesentliche Charakter der Traumvorstellungen schon angedeutet: dies sind Sinnestäuschungen; sie gleichen in der Stärke ihrer Wirksamkeit den Empfindungen der unmittelbaren Sinneswahrnehmungen und werden daher von den Traumenden für solche gehalten. Ihren Hauptbestandteilen nach sind sie Erinnerungsbilder, wobei aber wegen des regellosen Spielens der Assoziationen Fernes und Nahes, jüngst vergangene und weiter zurückliegende Erlebnisse beliebig miteinander vermischt werden können. Darum hat der Traum mit der normalen Phantasietätigkeit insofern eine oberflächliche Ähnlichkeit, als er häufig die Erinnerungen zu neuen und ungewohnten Verbindungen zusammenfügt. Dagegen fehlt bei ihm durchgängig der planvolle Zusammenhang der Vorstellungsbilder, der das tiefere Unterscheidungsmerkmal der Phantasie von der Erinnerungstätigkeit ausmacht.

Nach dieser Erklärung ist der Traum ein an und für sich unvollkommenes Gedankenbild, welches im Gehirn entsteht und von hier aus die Sinnesnerven erregt bzw. reizt. Hauptsächlich wird der Gefühlsinn erregt, ferner der Gefühlsinn und Gehörsinn. Erfahrungsmäßig ist die Sinnesreizung während des Traumes eine gesteigerte und daher eine anstrengende. Dieser Anstrengung sind besonders das Gehirn und die Gesichtsnerven ausgesetzt. Infolgedessen entsteht Benommenheit im Kopfe, ja nicht selten Kopfschmerz, und bei Personen, die zu Augenkrankheiten neigen, sind leichte Rötungen bzw. Entzündungen der Augen nach einer traumvollen Nacht zu beobachten, die in der Reizung der Gesichtsnerven ihre Ursache haben. Sind weitere Nervenkomplexe durch den Traum erregt worden, so wird nach dem Erwachen Abgemattetheit und Müdigkeit empfunden werden. Wiederholen sich derartige Träume oft, so ist das ein Zeichen dafür, daß der Schlaf nicht normal ist, und nicht unbedeutende gesundheitliche Störungen können durch Träume entstehen.

Infolgedessen — wir wissen aus eigener Erfahrung, daß wir bei leisem Schlaf, also im Schummer oder Halbschlaf mehr träumen als im festen und tiefen Schlaf. Daraus geht hervor, daß wir bei dem fortgesetzten Träumen nur wenig schlafen; denn sobald wir fest schlafen, würden wir nicht träumen, wenigstens nicht viel und nicht anstrengend. Um des Träumens überhoben zu sein, müßten wir also gut schlafen. Können wir das nicht, so sind die Bedingungen des Schlafes nicht vorhanden: entweder sind wir nicht gehörig müde oder wir sind überanstrengt, unser Nervensystem oder unser Blut ist nicht ganz normal. Also dann ist es unsere Aufgabe, unseren Körper und Geist wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Das geschieht am besten durch eine naturgemäße Lebensweise, welche in ausreichendem Maße Bewegung und Ruhe erfordert, Licht, Luft und Reinlichkeit bedingt und eine vernünftige Ernährung zur Grundlage hat.

Vermißt.

Sie schrieben uns das schlimme Wort: „Vermißt“, Und keiner weiß, wie du gestorben bist.

Ein wenig Hoffnung blieb — wir schauten aus, Es fand kein Wort von dir den Weg nach Haus.

In langer Tage, banger Nächte Not, Starb alle Hoffnung müden, schweren Tod.

Und weiß kein Mensch um deine Qual und Wunden, Herrgott, du weißt um seine letzten Stunden.

Du kannst auch heut' durch bitterm Todes Türe Die deinen wie im Traum zum Frieden führen.

So gibt mir eine starke Zuversicht, Daß sie im Dunkel mir als einzig' Licht:

Daß deine Gnade dort am größten ist, Wo wir nichts wissen als das Wort: „Vermißt“.

Clara Frieß

Unsere Bilder

Der Einsturz des Reitmeriger Rathhauses. Die schöne Elbestadt Reitmeritz hat durch den Einsturz ihres alten Rathhauses einen schweren Verlust erlitten. Es war eines der ältesten Gebäude der Stadt und bildete mit seinen Laubengängen eine Sehenswürdigkeit und zugleich einen Schmuck. Seine Entstehungsgeschichte reicht bis auf das Jahr 1235 zurück. Durch den Einsturz wurde der Sitzungssaal mit seinem alten, reichen Holzschnud und das Gewerbemuseum mit wertvollen historischen Sammlungen vernichtet. Als Ursache wird Altersschwäche bezeichnet.

Der Ausbungerungsplan scheitert.

Mit dieser Unterzeichnung wurde uns die nebenstehend abgebildete Postkarte vom westlichen Kriegsschauplatz übermittelt, womit die tapferen Feldgrauen den Beweis erbringen wollen, daß der Aus-
hungerungsplan der Engländer bis jetzt keinen Erfolg zu verzeichnen hat, indem sie sich vergnügen ihre eben empfangene Protration schmähen lassen.

Geh. Saurat Professor Dr. ing. h. e. Bruno Schmitz, der Erbauer des Leipziger Völkerschlachtdenkmals, starb in Charlottenburg im Alter von 58 Jahren. Die Tonhalle in Zürich, das Landesmuseum in Juss, die Kaiserdenkmäler auf dem Rossplatz und an der Porta Westfalica, bei Koblenz und in Halle, der Düsseldorfer Bebauungsplan und der Mannheimer Friedrichsplatz sind Marksteine seines hervorragenden, fruchtbaren Schaffens.

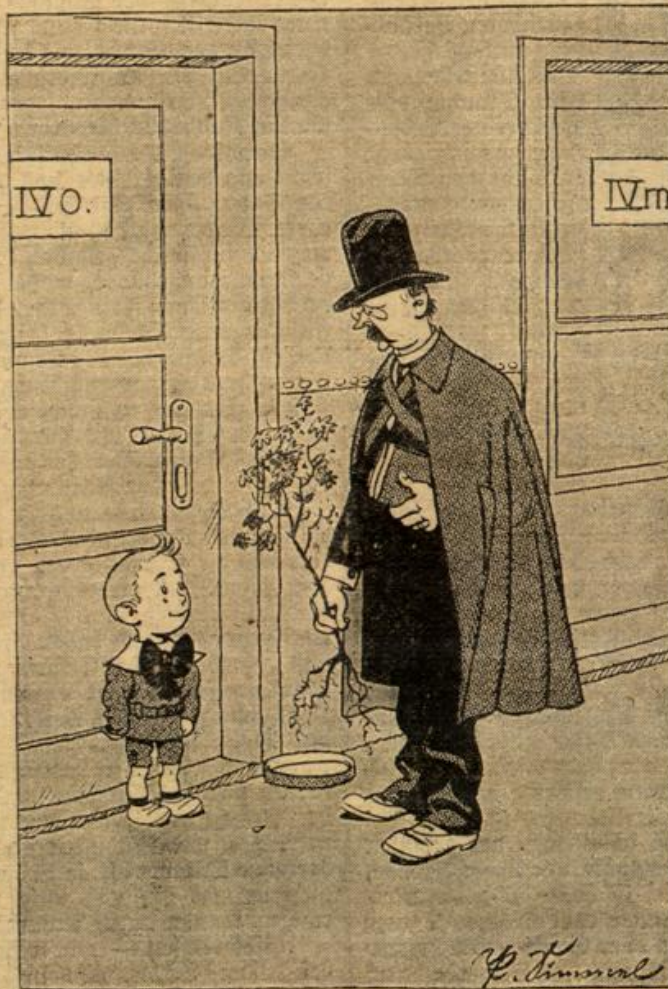
Sir Roger Casement, einer der Führer der irischen Freiheitsbewegung, wurde nach englischen Meldungen entbott und gefangen genommen, als er im Begriff war, Waffen und Munition in Irland zu landen; sein Schiff wurde versenkt. Er war früher britischer Generalkonsul und wurde weltbekannt durch den Neuchâtelmordversuch, zu dem der englische Gesandte in Christiania, Finlay, den Diener Casements durch Befragung bringen wollte.

Allerlei

Seine Definition. Willy: „Papa, was ist denn eigentlich ein Slave der Mode?“ — Papa: „Ein Mann, der eine Frau und ein paar erwachsene Töchter hat, mein Sohn.“

Ein goldenes Wort Friedrichs II. über Schmeichelei. Die Schmeichelei hat selbst die schändlichsten Tyrannen vergöttert, für Gold ihnen Tugenden angelogen. Hätte Cartouche (ein berühmter Straßenräuber in Paris) oder Catilina (ein Vaterlandsverräter der alten Römer) es würde ihnen nie an Schmeichelei fehlen.

Gefährdungen ist keine Exerzi. Während Kassim Pascha Kriegsminister in Ägypten war, legte er großen Wert auf ein wohlgepflegtes Äußere seiner Offiziere und erließ u. a. den strikten Befehl, daß keiner von ihnen sich öffentlich zeigen dürfe, bevor er rasiert wäre. Eines Tages fuhr er an einem Offizier vorüber, der entschieden nicht rasiert war. Er ließ seinen Wagen halten und fuhr den Ungehörigsten an: „Zu welchem Regiment gehören Sie?“ — Erichroden stotterte der Albernachte hervor: „Zu dem Joubdjoiwelten Regimente in Abbasseuh.“ — „Steigen Sie sofort zu mir in den Wagen“, befahl Kassim Pascha. „Ich werde Sie selbst ins Zeltlager bringen und für Ihre öffentliche Bestrafung Sorge tragen.“ — Wohl ober übel gehorchte der Arme und fuhr sehr geknütt an der Seite seines gestrengen Chefs dahin, bis dieser auf einmal halten ließ und ausstieg. Der Gefangene hörte ihn zum Kutscher sagen, er habe eine Befragung, die ihn einige Zeit aufhalten werde. In halber Verzweiflung schaute der Offizier sich nach irgendeinem rettenden Ausweg um. Da fiel sein angstvoller Blick auf einen Barbierladen dicht neben ihm. Es war ein Wagnis auf Leben und Tod, aber er sprang aus dem Gefährt und in den Laden und hatte eine eiligst geflüstertes Zwiegespräch mit dem Inhaber, demzufolge die anwesenden Kunden warten mußten und er zuerst bedient wurde. Dann sprang er ebenso behend zurück in den wartenden Wagen — nur ohne seinen Bart. Als Kassim Pascha sich zu ihm gesellte und die Fahrt fortgesetzt wurde, sah der Offizier zusammengeknütt da und hatte den unteren Teil seines Gesichts in der hohlen Hand verborgen — ein Bild hoffnungsloser Ergebung. Ohne Aufenthalt ging's nun nach dem Lager. Kein Wort wurde während der ganzen Fahrt zwischen dem Minister und seinem Gefangenen ausgetauscht. Ersterer richtete sich bei der Ankunft im Wagen auf und befahl einem dienstfeurig herantretenden Leutnant, das ganze Offizierskorps zu einer Gerichtsitzung herbeizurufen. Er selbst unterhielt sich, neben dem Wagen auf und ab gehend, mit einem greisen Stabsoffizier, bis sich alle Herren auf dem Plage versammelt hatten. Dann wendete er sich nach dem Gefangenen um und rief ihm ärgerlich zu: „Nun



„Warum stehst du denn vor der Klassenthür?“
 „Ich bin Horchposten, Herr Lehrer, wenn Sie kommen!“

hierher, Sie Mann mit den Bartkoppeln!" — Aber siehe da, der entstieg ein tadellos rasiertes Leutnant, der ihn mit verirrten Blicken ansah. Im ersten Augenblick starrte der Gefoppte. Sein Sinn für Humor hatte, lachte er gleich darauf belustigt auf: „Meine Herren, Ihr alter Kriegsminister hat sich zum Namen lassen und Ihr junger Kamerad wird zum Hauptmann befördert."

Gemeinnütziges

Gedämpfte Frühkartoffeln. Etwa 18—20 gleich große Kartoffeln werden gut geschält, in eine flache Kasserolle getan und mit 1 Liter Fleischbrühe übergossen. Man pflicht man 125 Gramm Fett in kleine Stücken darüber, den Deckel auf und dampft die Kartoffeln langsam weich. Kurz vor dem Fertigwerden noch 1 Eßlöffel feingehackte Petersilie darüber gestreut.

Das Anfaſſen junger Thiere
Fehler. Sie verlassen dann zu
früh, treiben ſich auf dem See
und werden von den andern
gebiſſen. Die Alten hören
mit der regelmäßigen Fütterung
und wenn die Jungen nicht
gehen, bleiben ſie doch merklich
Entwicklung zurück.

Abgeblühte Naleen pf nach dem Abblühen am besten Topp an eine nur von der M gestreifte Stelle im Garten. netter Plaz würde der Rand kettis sein. Man halte sie mi und man wird im kommen eine kräftige Entwidlung ne beobachten können.

Um das Auswachsen der
für den Küchengebrauch zu
hänge man feste, gesunde
Rezen oder Beuteln einige
Käucherlammer. Der Geiſch
unverändert, das Auswachsen
rückgehalten.

**Bekommt der Tabak ein
schlag, so kann er immer noch
Juli nachgepflanzt werden.
Tabak treibt auch Geizen,
man wieder Blätter ziehen la-
ist aber die Genehmigung d-
behörde erforderlich.**

Lackirte Möbel dürfen ni-
 warmem Wasser gereinigt
 der Lack sonst Sprünge be-
 reibt die Möbel mit einem lei-
 Baumöl befeuchteten Lappen
 gewordene lackirte Möbel be-
 mit Mehl und reibt sie mit e-
 lenen Lappen glänzend.

Blutreinigungstee. Je 6 Gramm Wegwarte, Quede, Löwe-
4 Gramm zerstoßener Fenchel werden gemischt. Hieraus bereitet
üblichen Weise einen Tee und trinkt morgens und abends je eine

Logogriph.

Ich bin ein Baum
Im weiten Raum,
Wenn E am Kopfe steht.
Seh' A dafür,
Und sich an mir,
Wie Irdisches vergehet.
Julius Kald.

Крестовый градъ.

1	2
3	4

Es nennt 1 2 ein Säugetier,
Im Fische suche 3 und 4.
1 4 ist Stadt im deutschen Land,
Als Blume ist 3, 2 bekannt.
Und kommt zusammen 2 und 4,
Dann sendet es der Himmel dir.
Julius Kald.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Der Scharade: Tauf, Stein, Taufstein.
Des Silbencäffels: Beate, Lotto, Warburg, Abel, Lermontow, Inien
Arrac, Kanne, Negus, Entden. — Below, Gallwih, Massen

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Pläffer, gedruckt und
vergeben von Greiner & Pläffer in Stuttgart.